



Medienimpulse
ISSN 2307-3187
Jg. 63, Nr. 2, 2025
doi: 10.21243/mi-02-25-10
Lizenz: CC-BY-NC-ND-3.0-AT

Review Essay: Das romantische Mittelalter
der Germanistik. Über Vergangenheit und
Gegenwart eines populären Feldes
von Michael R. Ott und Helge Perplies

Christa A. Tuczay

In ihrem bewusst persönlich gehaltenen Review Essay analysiert die renommierte Mediävistin und Erzählforscherin Christa A. Tuczay eine Monografie über das romantische Mittelalterbild der Germanistik. In ihrer kritischen Lektüre des Bandes berücksichtigt sie gleichermaßen die damit verbundenen historische Entwicklungen sowie didaktische Konzepte der Deutschen Philologie, und arbeitet zugleich die ihr kritikwürdigen Aspekte der vorliegenden Veröffentlichung heraus. Hier gilt ihre auf Differenzierung und Kontextualisierung abzielende Kritik der Applizierung postkolonialer Konzepte auf die deutschsprachige mittelal-

terliche Literatur oder auch der fortschreitenden Ideologisierung von Literatur und Literaturwissenschaft.

In her deliberately personal review essay, the renowned medievalist and researcher Christa A. Tuczay analyses a monograph on the romantic image of the Middle Ages in German studies. In her reading of the volume, she takes equal account of the historical developments and didactic concepts of German philology associated with it, while at the same time describing critical aspects in great detail. Tuczay aims at differentiation and contextualization when discussing German texts of the Middle Ages, therefore argues against an application of post-colonial concepts to German medieval literature or the ideologization of literature and literary studies.

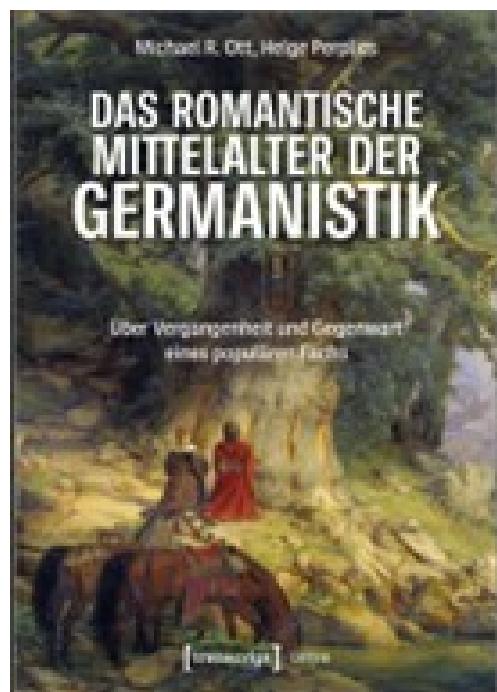


Abbildung 1: *Das romantische Mittelalter der Germanistik* – Michael R. Ott, Helge Perplies © transcript

Verlag: transcript

Erscheinungsort: Bielefeld

Erscheinungsjahr: 2023

ISBN: 978-3-8376-6892-6

Thematischer Aufhänger und Titel des Buches ist die romantische Vorstellung eines Mittelalters, das es so sicherlich nie gegeben hat und ich betrachte es als Gegenbild zum Klischee des sogenannten „finsternen“ Mittelalters, einer gern verwendeten Zuschreibung, die oft für Rückständigkeit, fälschlicherweise Hexenverfolgung und andere Gräuel steht. In der populären Wahrnehmung scheint es also (zumindest) zwei konträre Mittelaltermvorstellungen zu geben. Ott und Perplies beginnen mit dem romantischen Bild und leiten dann zu den von ihnen analysierten akademischen Zugängen über: Es geht also einerseits um den populären Zugang zum Mittelalter, der sich in Mittelalterfesten und -spielen, als Fantasy in Literatur und Film niederschlägt und anderseits um das Studium der Mediävistik bzw. Altgermanistik, das die Studierenden mit einer etwas anderen Grammatik, Lexik, Semantik und vor allem mit einer männlich dominierten Kultur konfrontiert.

Als Mediävistin mit jahrzehntelanger Praxis im Umgang mit Studierenden der Altgermanistik begrüße ich eine an neuen Theorien und methodischer Aufschlüsselung der alten Texte orientierte Arbeit. Das Buch der beiden Autoren liest sich flüssig und gut, allerdings ist es vom Inhalt her etwas durchwachsen ausgefallen. Es sind viele gute und pragmatische Ideen und durchaus brauchbare

praxisbezogene Anregungen dazu versammelt, wie man mit den alten Texten umgehen kann, ohne sich zu langweilen und dadurch wenig bis gar keine Affinität dazu zu entwickeln. Die Eingangsfrage, ob sich Mediävist*innen für Mittelaltermärkte, Turniere etc. interessieren dürfen oder sich naserümpfend davon abwenden müssen, sollte sich eigentlich gar nicht stellen. Auch Expert*innen müssen enthusiastische Lai*innen nicht unbedingt mit unangebrachter oder unerwünschter Besserwisserei – eine gute Beratung ist sicherlich oft willkommen – vor den Kopf stoßen, das sollte doch schon die viel gepriesene Toleranz gebieten.

Otto und Perplies erinnern in ihrem Rückblick an die deutschsprachige Mittelalterrezeption der Mediävistik der 1990er-Jahre, getragen von Ulrich Müller und Werner Wunderlich, die sich in fünf voluminösen Bänden niedergeschlagen hat und deren richtungsweisende Beiträge vielfach zitiert werden. Anlässlich der Verfilmung von George R. R. Martins *Game of Thrones* rückte das Mittelalter international wieder in den Fokus des Interesses, entsprechende Lehrveranstaltungen wurden aber, wie ich mit Bedauern erfahren musste, nicht überall gebilligt. Ausgehend von der Mittelalterrezeption der Fachgelehrten rollen die Autoren die Thematik von der Geschichte der Mediävistik her auf, die am Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzt. Gegliedert ist die Studie in sieben Großkapitel, die ihrerseits wieder unterteilt sind in vier Kapitel mit Begriffsklärung zu Romantik und Mittelalter bzw. Editions- und Übersetzungsmethoden. Die Kapitel Fünf bis Sieben sind auf die

Inhalte der mittelalterlichen (meist mittelhochdeutschen) Literatur ausgerichtet.

Ausgangspunkt ist die Vorstellung einer Zeit, die man mit einer gewissen idyllischen Romantik verbunden hat, mit *werden wîp und kuenen degen*, d. h. mit edlen Damen und mutigen Rittern. Aus der Perspektive des 19. Jahrhunderts wird die Epoche des Mittelalters sowohl von Literat*innen als auch Gelehrten, also Vertreter*innen der Romantik, durch eine bestimmte Perspektive wahrgenommen. Dabei ist zu bemerken, dass die Gelehrten durch ihr Wirken literarische Aufarbeitungen des Mittelalters befördern und ermöglichen – was wiederum von den Autor*innen durchaus produktiv aufgegriffen wird. Parallel zu dieser Wechselbeziehung, den literarischen Strömungen der Romantik und der entsprechenden Hinwendung zum Mittelalter fallen essenzielle Beiträge einiger Fachgelehrter und damit auch die Gründung der (Alt-)Germanistik. Während man die damalige neuere und neue Literatur als nicht diskussionswürdig erachtete, wandte man sich den Themen der deutschen und germanischen Vergangenheit zu. Das gilt umso mehr, als gleichzeitig Europa von Napoleon in einen Krieg verwickelt war, dem Gelehrte wie die Brüder Grimm zumindest in der ihnen möglichen Form, der Entwicklung eines deutschen Nationalbewusstseins, Widerstand leisteten.

Jacob Grimm war die zentrale Gelehrtenpersönlichkeit dieser antiquarisch ausgerichteten Phase der Germanistik, die besonders in den Anfangsjahren zwischen 1810 und 1815, aber auch noch bis 1848 mit ihrem national-patriotischen Engagement und gesell-

schaftspolitischen Anspruch als politisch durchaus oppositionell eingestuft werden kann. Die Rolle, die Jacob und Wilhelm Grimm in der disziplinären Konstituierung der Germanistik einnahmen, führte dazu, dass sie in einer an Einzelpersönlichkeiten orientierten Fachgeschichtsschreibung zu Gründerfiguren stilisiert wurden, die ihre Zeit überragten. Beredtes Zeugnis für das Fortschreiben dieses Topos in der Forschung legen die noch immer vorhandenen Bewertungen der *Deutschen Mythologie* ab. Die Vorstellung von den Gründervätern ist insofern problematisch, als es im wissenschaftsgeschichtlichen Kontext der Zeit ähnliche bzw. gegenläufige Entwicklungen bzw. Entwicklerfiguren gegeben hat, die damit marginalisiert werden. Dazu zählt auch der von Ott und Perplies erwähnte Konflikt zwischen Karl Lachmann (1793–1851) und Friedrich von der Hagen (1780–1856) und deren unterschiedlichen Editionsmethoden mittelhochdeutscher Texte. Als Studierende war ich mit beiden Herangehensweisen konfrontiert, mit dem nahezu standardisierten Mittelhochdeutsch Lachmannscher Prägung (die Originaltexte wurden „normalisiert“ d. h. in eine Art standardisiertes Mittelhochdeutsch übertragen. Das war zu Anfang meines Studiums noch eine Pflichtübung) dessen Normalisieren der Texte und den näher an der Originalsprache angesiedelten Märeneditionen Friedrich von der Hagens, die bis heute, ebenso wie Lachmann-Editionen, zu den verwendeten Standardausgaben gehören.

Schon im 19. Jahrhundert begann man mit der Übersetzung mittelhochdeutscher Texte und hier war man mit dem Dilemma kon-

frontiert, ob man dem gereimten Original eine ebenso gereimte Übersetzung gegenüberstellen sollte. Die heutigen zweisprachigen Ausgaben müssen sich zwar nicht mehr um adäquate Reime bemühen, sind aber immer noch oft dem Vorwurf ausgesetzt, nicht zeitgerecht, sondern zu modern zu übersetzen. So wurden die Anstrengungen einiger Kolleg*innen, die sich an diese undankbare Aufgabe gewagt hatten, nicht immer mit Wohlwollen gewürdigt, während die rein neuhochdeutschen Übersetzungen, also ohne Parallelveröffentlichung des jeweiligen mittelalterlichen Originals, wesentlich mehr Zuspruch finden. Das ist auch möglicherweise so, weil die zweisprachigen Ausgaben meist den Charakter einer Interlinearübersetzung haben, während bei den rein neuhochdeutschen Übersetzungen der Erzählfluss vorhanden bleibt und auch freiere Wortfolgen bzw. Satzkonstruktionen umsetzbar sind.

Bis zum vierten Kapitel wurden die Editionsproblematiken und Möglichkeiten der Übersetzungen diskutiert. Die zweite Hälfte des Bandes betrachtet die Texte unter feministischen, postkolonialen, antirassistischen und abschließend auch postromantischen Perspektiven und widmet sich generell der Herausforderung, wie mittelalterliche Texte den Studierenden inhaltlich nähergebracht werden können. Leider wurde hier ohne Not der Weg der oft einseitigen Ideologie beschritten. Man kann sehr wohl eine Ideengeschichte bzw. Motivgeschichte der Texte kontextuell diskutieren, ohne bestimmte, ohnehin umstrittene moderne Begriffe zu Hilfe nehmen zu müssen, die meist eher verwirrend als klärend in die

Diskussion miteinbezogen werden. Es spricht auch nichts dagegen mittelalterliche bzw. mittelhochdeutsche Texte aus feministischer Perspektive zu untersuchen, etwa, als „herstory“, d. h. die Stellung der mittelalterlichen Dame in Literatur und historischer Realität. Die als misogyn titulierte mittelalterliche Gesellschaft lässt sich, was dabei nicht vergessen werden darf, aber grundsätzlich nicht mit einem Gender-Ungleichgewicht in einer modernen Gesellschaft vergleichen.

Für die genannten Themen absolut ungeeignet ist zudem die Ansicht, dass es bei den Quellen um überwiegend „weiße männliche und christliche Literatur“ geht. Die Autoren folgen hier dem Standpunkt des kubanisch-amerikanischen Wissenschaftlers José Esteban Muñoz (1967–2013), der vor allem die queere und PoC-Richtung der Forschung und damit eine Tendenz der Disidentifikation vertreten hat – bestehende Forschung in diesem Bereich, die den deutschsprachigen Kontext stärker miteinbeziehen, wie beispielsweise die Arbeiten von Klaus von Eickels, bleiben dabei leider unberücksichtigt. Diese Herangehensweise mag in den USA und Großbritannien einen sinnvollen Forschungsansatz darstellen, problematisch wird es aber bei der Übertragung auf die deutschsprachige Literatur. Ähnlich wie bei feministischen Interpretationen mittelalterlicher Literatur und Gesellschaft kann man hier nicht alles über einen Kamm scheren: Es gilt, den deutschsprachigen Kontext sowohl was Literatur als auch was gesellschaftliche Realitäten betrifft, adäquat miteinzubeziehen. Wün-

schenswert wäre etwa eine genauere Betrachtung der Figur des Feirefiz, dem Halbbruder des Parzival gewesen.

Der identitätspolitische Blick der Analyse wird auch auf die Gestalt des Ritters Iwein in Hartmanns von Aue gleichnamigen Artusroman gelenkt. Die Autoren fragen, wie man sich heutzutage dieser Figur nähern solle und plädieren dafür, die Figur zu „verraten“, anstatt sich mit ihr zu identifizieren. Sie stellen so zur Debatte, ob es dazu notwendig wäre, sich, wie die mittelalterlichen Zeitgenoss*innen (mit ihren vielerorts gegründeten Artusgesellschaften, die von den Autoren unbeachtet geblieben sind), mit einem Artusritter zu identifizieren. Die Autoren verneinen die Identifikationsfrage und ich kann hier nur zustimmen – aber aus gänzlich anderen Erwägungen. Schon in ihrem Aufsatz *Germanistische Mediävistik, postkolonial* (2023) haben die Autoren an ausgewählten Beispielen durchaus plausibel das Heldenbild vor allem von der (Land-)Eroberer-Problematik her analysiert. Neben der sehr einseitigen Auslegung der *aventure* als Landeroberung ignorieren die Autoren auch die von Hartmann bewusst vorgenommene Ironisierung des Ritterbildes, die sowohl bei den Artusrittern Erec und Iwein (der eine „verliegt sich“ und bleibt zu Hause, der andere „verreitet sich“ und geht zu lange auf Abenteuerfahrt) als auch beim eher einfältigen, kritikwürdigen Artusritter Kalogreant (in der Begegnung mit einem sogenannten wilden Mann) nachweisbar ist. Iwein als auch die anderen Ritter interessieren sich nicht primär für die Eroberung von Ländern, diese passiert eher beiläufig, sie ist nicht Teil der Motivation, sondern ist, so sie vorhanden

ist, in die Abenteuer eingebettet, die bestanden werden. Ein Beispiel macht dies deutlich: Angeregt durch Kalogreants Abenteuerzählung begibt sich Iwein auf die Suche nach dem Ort der Begegnung, er trifft aber den wilden Mann nicht, sehr wohl aber den sogenannten Quellenherren, den er tötet. Iwein gebärdet sich hier zwar vordergründig wie ein rücksichtsloser Eroberer, soweit stimme ich mit den Autoren überein, sollte aber nicht darauf reduziert werden. Die Autoren erkennen die Absichten Hartmanns, wenn sie annehmen, er hätte Iwein als den idealen Ritter porträtiert: denn schon die Haltung des Kalogreant, dem ja Iwein „nachfolgt“, zeichnet Hartmann in ironischem Licht. Auch Iwein ist nicht nur ein Eroberer, sondern ein Ritter, der seine Pflichten verabsäumt. Und das ist der Grund und Anlass für seinen Sturz in die Psychose, sein Retardieren in einen wilden Zustand, in dem er nur für sich selbst verantwortlich sein muss. Außerdem sollte bei genauerem Studium der Texte von Hartmann auffallen, dass das Männlichkeitskonzept seiner Figuren einer gewissen Entwicklung unterworfen ist. Als toxisch männlich könnte man z. B. Erecs Verhalten, dem Protagonisten von Hartmanns erstem Artusroman einstufen, der in seiner sturen Präpotenz nicht über die Konsequenzen seines Handelns nachdenkt, sondern selbstverständlich alles seiner Frau Enite in die Schuhe schiebt. Bis zum Schluss merkt er nicht, wie sehr sie ihn, ungeachtet seiner ständigen Demütigungen, unterstützt und damit einen positiven Ausgang für den Ritter, die Wiederaufnahme am Artushof, erreicht. Iwein wiederum fällt deshalb aus allen Wolken und wird wahnsinnig, weil er erst sehr spät merkt, dass er gegenüber seiner Frau einge-

gangenen Verpflichtungen nicht ernst genommen, daher auch nicht eingehalten hat und mit den strengen Konsequenzen überfordert ist. Dass er nach seinem Erwachen aus seinem Rückfall in die Wildheit nicht weiß, wer er ist, liegt an seiner bäuerlichen Kleidung, die er ja nicht als seine eigene standesgemäße erkennen kann und deshalb nicht weiß, ob er nun tatsächlich Iwein, also ein Ritter ist. Problematiken wie diese werfen ja bereits zahlreiche relevante, diskussionswürdige Fragen auf, die auch und gerade junge Studierende interessieren könnten. Dass dabei aber, ganz gemäß postkolonialer Perspektive, der Blickwinkel der Kolonisierten durch den Blick der Kolonisierten einfach ersetzt statt ergänzt werden soll, ist weder in didaktischer noch in literaturtheoretischer Hinsicht sinnvoll. Unverständlich bleibt mir in den Ausführungen generell, warum man unbedingt die anglo-amerikanischen sogenannten postkolonialen Ansätze, in die mediävistische deutsch-sprachige Forschung implementieren muss. Die Klage, die deutschsprachige Forschung würde hier generell hinterherhinken, erweist sich, nicht zuletzt mit ergänzendem Blick auf die Neugermanistik, schlicht als falsch.

Mangelnde Differenzierung zeigt sich auch bei der Verhandlung der kritisierten Ansicht, das Mittelalter als „rein“, also bar jeglicher rassistischer bzw. antisemitischer Tendenzen und Vorurteile, einzustufen. Im Band heißt es dazu:

Da wäre etwa die problematische These, dass es Rassismus erst mit der neuzeitlichen Definition von Rassismus geben kann. Mit dieser These sorgt man dafür, dass für das Mittelalter überhaupt

nicht von Rassismus gesprochen werden kann und darf, sodass – gut romantisch gedacht – das Mittelalter als nichtrassisches Zeitalter geschützt und ‚rein‘ gehalten wird.

Dabei sind in der Mediävistik seit Langem Untersuchungen zu Vorurteilen, Stereotypen oder Intoleranz in mittelalterlichen Texten gang und gäbe – wenn sie vielleicht auch nicht immer unter dem Etikett ‚Rassismus‘ verhandelt wurden.

Es kann also festgestellt werden, dass weder postkoloniale noch antirassistische Forschungszugänge, vor allem in einer oberflächlichen bzw. einseitigen Form der Präsentation, dazu geeignet sind, mittelalterliche bzw. mittelhochdeutsche Texte zu erhellen – insbesondere, wenn die zum umfassenden Verständnis notwendigen Kontexte unberücksichtigt bleiben. Und wenn die Autoren zu der fragwürdigen Schlussfolgerung gelangen, dass nicht-weiße Menschen sich mit den Protagonisten der diskutierten Quellen nicht identifizieren können, weil ihnen europäische mittelalterliche Literatur fremd ist, dann muss man ungeachtet des individuellen Hintergrunds zugestehen, dass das Mittelalter und seine Texte ohne eine gute, den Kontext berücksichtigende Einführung, die die gravierenden kulturellen Unterschiede berücksichtigt, auch Weißen Studierenden fremd bleiben muss und wird. Denn auch diese betrachten die Literatur des Mittelalters nicht unbedingt als ihre eigene, wie beispielsweise die kanadische Mediävistin Mary Rambaran-Olm moniert. Zudem ist die im Band anztreffende Spielart des sog. „Presentism“, d. h. die (falsche) Kontextualisierung der Vergangenheit durch die Gegenwart und der Vor-

wurf an sie, nicht klüger gewesen zu sein, eine meiner Ansicht nach unzulässige Aburteilung der Vergangenheit aufgrund eines heutigen Wertekatalogs. Es sollte vielmehr Aufgabe der Vortragenden und Lehrenden sein, allen Interessierten diese nicht nur sprachlich fremde Kultur näher zu bringen – und zwar nicht durch Identifikation, sondern vielleicht durch Hinweise auf etwaige Überschneidungen, um damit Verstehens-Ansätze, die es sicherlich gibt, aufzuzeigen.

Warum also fehlt es der (Alt-)Germanistik an Diversität? Selbstverständlich kann z. B. eine gendertheoretische Herangehensweise eine neue und andere Perspektive zu mittelalterlichen Texten eröffnen. Allerdings lassen sich hier zahlreiche negative Beispiele beibringen, die mittelalterliche Quellen in einer Art und Weise interpretieren, um der entsprechenden Doktrin zu entsprechen. Eine postkoloniale Diversitätsdebatte sollte hier nur mit großer Vorsicht geführt werden, denn damit sind Missverständnissen Tür und Tor geöffnet, wie das Kapitel zu Iwein im vorliegenden Text bezeugt. Daran ändert auch das freundliche Nachwort von Racha Kirakosian nichts, wiewohl sie die Forderung nach mehr Diversität als durchaus akzeptablen Wunsch nach mehr und unterschiedlichen Zugängen zu mittelalterlichen Texten (um-)interpretiert. Diesem kann ich mich auch durchaus anschließen: Begrüßenswert und wertvoll sind beispielsweise die Vorschläge in Bezug auf die Textübersetzung, hier kann es meines Erachtens nicht experimentierfreudig genug zugehen.

Zusammenfassend kann also gesagt werden: Bis auf eine gewisse Oberflächlichkeit, – man hätte sich hier genauere Blicke in Primär- und Sekundärliteratur gewünscht, – kann man vor allem den ersten Teil des Buches anstandslos empfehlen und für eine breitere Leser*innenschicht als geeignet betrachten. Vor allem die Diskussion zur historischen und heutigen Differenzierung der Mittelalterbilder, die Mittelalterrezeption, zum sog. „Medievalism“ ist als informativ und gelungen einzustufen. Problematischer ist meiner Ansicht nach der zweite Teil der Publikation, der zwar einige gute Vorschläge entwickelt, aber mit sehr unterschiedlichen und oftmals wenig geeigneten Zugangsweisen die mittelalterliche Literatur verhandeln möchte. Meine Kritik richtet sich somit gegen die Tendenz zu fragwürdigen Trends, aber auch gegen eine Ideologisierung und Politisierung der Literatur bzw. Literaturwissenschaft – ein Faktor, unter dem die Altgermanistik lange gelitten hat und nicht, egal unter welchen Vorzeichen, reproduziert werden sollte. Insbesondere bei der Beforschung, Vermittlung und sachlichen Verhandlung der deutschsprachigen mittelalterlichen bzw. mittelhochdeutschen Literatur scheint mir die Aufsplitterung in Feminist*innen usw., wenig erkenntnisbringend und sollte, so betrieben, nur mit größter Umsicht erfolgen.